



Der Missionsbote

72. Jahrgang

Dezember 2004

Also hat Gott
die Welt geliebt,
daß er JOHANNES 3, 16
seinen eingeborenen
Sohn gab.

*Sehet, was hat Gott gegeben:
seinen Sohn zum ewigen Leben.*

*Dieser kann und will uns heben
aus dem Leid ins Himmels Freud.*

PAUL GERHARDT

GESEGNETE WEIHNACHTEN

„Also hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen eingeborenen Sohn gab,
auf dass alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden,
sondern das ewige Leben haben.“ Johannes 3, 16

Der Sohn kommt!

Fast zögernd ging der Prediger durch den nebelgrauen Dezemberabend. Wer ihn beobachtete, meinte, dass eine schwere Last auf seinen Schultern liegt, aber keiner nahm Notiz davon.

Als er in die nächste Seitenstraße einbog, blieb er für einen Augenblick stehen. Sein Blick glitt zum zweiten Haus hinüber. Die Leute waren zu Hause, denn in der Küche brannte Licht. Er gab sich einen Ruck, und nach wenigen Schritten stand er vor der bekannten Tür. — Heute sollte die Entscheidung fallen! —

Bevor er läutete, überdachte er die Sache noch einmal. Seit Monaten hatte er hier versucht seelsorgerliche Hilfe zu bringen, aber es war vergeblich geblieben. Heute sollte es zum letztenmal sein. — Er läutet. — Die Frau öffnete die Tür. Ihr Mann saß am Tisch. Müde und trostlos blickte er den Hereinkommenden an. Fast unbemerkt verzogen sich seine Mundwinkel zu flüchtiger Ironie: Du kannst doch nicht helfen! Die Begrüßung war einsilbig und kalt.

Zweiunddreißig Jahre lebten die Eheleute schon zusammen, und seit einigen Jahren wollte es einfach nicht mehr gehen. Jetzt hatte das Zerwürfnis seinen Höhepunkt erreicht. In den nächsten Tagen wollten sie sich trennen.

Der Prediger wendet noch einmal seine ganze innere Kraft auf, um den beiden den Weg zueinander frei zu machen. Von Liebe und Vergeben sprach er, — von einem neuen Anfang. Er appellierte an die Vernunft, er rang nach den rechten Worten; doch es schien ihm, als rede er in den Wind. Abgestumpft und gleichgültig stierten die beiden Eheleute den Fußboden an, und es war eine Spannung in dem Raum, wie bei einem Gewitter vor der Entladung. Jetzt richtete der Seelsorger die Frage an den Mann: „Also, was soll nun werden?“ Das Gesicht des Angesprochenen wurde steinern, und dann kam es abgehakt und tonlos über seine Lippen: „Es bleibt dabei! Für mich gibt es kein Zurück! Ein weiteres Zusammenleben mit meiner Frau wird für mich zur Hölle!“

In dem verhärmten Gesicht der Frau zuckte es. Sie konnte längst nicht mehr weinen, denn das Leid hatte auch sie hart gemacht. — Und nun schweigen alle drei.

Als dieses Schweigen durch einen schrillen Ton der Türglocke durchbrochen wurde, blickten sich die beiden Eheleute fragend an. Wer konnte zu solch später Stunde noch kommen? Es läutete zum zweitenmal, und die Frau stand auf um zu öffnen. Sie war nicht wenig erstaunt, den Telegrammboten vor sich zu sehen. Seine Augen strahlten und mit den Worten: „Ein Telegramm aus Friedland“ überreichte er der fassungslosen Frau freundlich einen Umschlag. Der Bote war schon fort, als die Frau sich wieder fassen konnte. Sie lehnte sich an den Türrahmen und schloss zitternd die Augen. In der Hand hielt sie das Telegramm. Müde öffnete sie den Umschlag und las: „Bin heute in Friedland eingetroffen — komme morgen, — Harald“. Die Worte trafen sie wie ein Schwerthieb. Ausgerechnet jetzt musste er keimkehren, jetzt, wo keine Heimat mehr ist. Aus dem einen Zerbruch kommt er in den andern!

Schweigend warteten die Männer, als die Frau sich zaghaft durch die Tür ins Zimmer schob. An die Tür gelehnt, blieb sie stehen. Ihr Blick richtete sich fragend und hoffend auf ihren Mann. Endlich blickte auch er sie an. Er wird unruhig. Plötzlich bricht es über ihre Lippen: „Der Sohn kommt!“ Der Mann starrt sie an und nach einer Weile wiederholt er fragend die Worte: „Der Sohn kommt?“ — Sie nickt nur, während ihr die hellen Tränen über die Wangen rollen. — Da war es mit der Beherrschung des Mannes vorbei. Schluchzend verbarg er sein Angesicht in den Händen, aber bald hatte er sich wieder gefasst.

Zögernd erhob er sich, ohne den Blick von seiner Frau abzuwenden. Schritt für Schritt kommen sich beide näher, bis sie sich einander in die Arme fallen.

Fassungslos hatte der Prediger den ganzen Vorgang beobachtet. Was er in Monaten nicht geschafft hatte, hat hier ein einziger Satz in Sekunden fertiggebracht: „Der Sohn kommt!“ — und gleichzeitig sagt er sich: „Hier hast du nichts mehr zu tun.“ Vorsichtig erhebt er sich und verlässt unbemerkt das Zimmer.

Weihnachten heißt: „Der Sohn kommt!“ Wir feiern Weihnachten, weil der Sohn Gottes, Jesus Christus, auf die Erde kam. Er ist es, der jedes Herz reinigen, — jede Sünde vergeben, — jeden Bruch heilen und jede Last abnehmen kann. „Ehre sei Gott in der Höhe und Frieden auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!“ — Dieser SOHN kommt zu dir! Er will DEIN persönlicher Erlöser sein. Dein Leben kann verändert werden. Du darfst einen neuen Anfang machen! Schließe diesem SOHN dein Herz auf damit er als „König der Ehren“ einziehe; denn: „Wieviele IHN aufnahmen, denen gab er Macht Gottes Kinder zu werden“ (Joh. 1, 12).

Aus seiner Herrlichkeit

— Und das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns

Das Land Persien wurde einst von einem weisen und vom Volk geliebten Kaiser regiert. Dieser Regent war um sein Volk besorgt und wollte für seine Leute nur das Beste. Eines Tages verkleidete er sich als ein armer Mann und ging in das Volksbad. Das Wasser des Bades wurde durch einen Ofen, der im dunklen Keller aufgebaut war, geheizt. Der Kaiser ging durch die dunklen Gänge des Kellers bis zu dem Heizofen und setzte sich zu dem Heizer, mit dem er lange Zeit eine Unterhaltung hatte. Beide Männer teilten ihre Meinungen aus. Sie sprachen über die schlechte Ernährung und die Wohnverhältnisse der armen Leute, und der Kaiser erzählte dem Heizer von seiner Einsamkeit, die ihm oft zu schaffen machte. Einen Tag nach dem andern besuchte der Herrscher den Mann am Ofen. Der Arbeiter gewann Vertrauen zu dem Fremdling, weil er zu seinem Arbeitsplatz kam und mit ihm alles teilte. Eines Tages gab sich der Kaiser zu erkennen und der Mann wusste nun, wer der Fremdling sei.

Der Herrscher rechnete damit, dass der Arbeiter ihn um ein Geschenk bitten würde. Statt dessen schaute der Heizer seinem Kaiser lange ins Angesicht und voll Bewunderung sagte er: „Du hast deinen Palast und all deine Herrlichkeit verlassen, um mit mir hier in der Finsternis zu sitzen. Du hast mein schlechtes Essen mit mir geteilt und warst um mein Wohlergehen besorgt. Anders magst du reiche Geschenke geben, aber mir hast du dich selbst geschenkt! Dafür danke ich dir.“

Wenn wir daran denken, was der Herr Jesus für uns getan hat, dann können wir nur von den zärtlichen Empfindungen des heiligen Feuers sprechen. Welch einen Schritt hat doch unser Herr getan. Vom Himmel, aus der Herrlichkeit des Vaters ist er zur Erde herabgestiegen. Den Anbetungsdienst der Engel hat er verlassen und ist unter die sündhafte, böse Menschheit gekommen.

Aus der Herrlichkeit zur Menschlichkeit! Um eine volle Errettung für alle Menschen zu vollbringen, kam Jesus ins Fleisch, nahm Knechtsgestalt an und war untertan bis zum Tode, ja zum Tode am Kreuz (Phil. 2, 8). Welch ein Opfer brachte der große Schöpfer, indem er unser Heiland geworden ist!

Jesus Christus hat unsere innige Anbetung und demütige Bewunderung wahrlich verdient.

„Uns ist ein Kind geboren, ein Sohn ist uns gegeben.“

Von der Geburt eines Kindes ist die Rede, nicht von der umwälzenden Tat eines starken Mannes, nicht von der kühnen Entdeckung eines Weisen, nicht von dem frommen Werk eines Heiligen. Worum sich Könige und Staatsmänner, Philosophen und Künstler, Religionsstifter und Sittenlehrer vergeblich bemühen, das geschieht nun durch ein neugeborenes Kind.

Wie zur Beschämung der gewaltigsten menschlichen Anstrengungen und Leistungen wird hier ein Kind in den Mittelpunkt der Weltgeschichte gestellt. Ein Kind, von Menschen geboren, ein Sohn, von Gott gegeben. Das ist das Geheimnis der Erlösung der Welt; alles Vergangene und alles Zukünftige ist hier umschlossen. Die unendliche Barmherzigkeit des allmächtigen Gottes lässt sich zu uns herab in der Gestalt eines Kindes, seines Sohnes.



**Zu Bethlehem geboren
ist uns ein Kindelein.
Das hab ich ausserkoren
sein eigen will ich sein.**

Dass uns dieses Kind geboren, dieser Sohn gegeben ist, dass mir dieses Menschenkind, dieser Gottessohn gehört, dass ich ihn kenne, ihn habe, ihn liebe, dass ich sein bin und er mein ist, daran hängt nun mein Leben. Ein Kind hat unser Leben in der Hand.

Wie wollen wir diesem Kind begegnen? Sind unsere Hände durch die tägliche Arbeit, die sie vollbrachten, zu hart und zu stolz geworden, um sich beim Anblick dieses Kindes anbetend zu falten? Tragen wir unseren Kopf, der so viele schwere Gedanken hat denken, Probleme hat lösen müssen, zu hoch, als dass wir ihn vor dem Wunder dieses Kindes noch demütig beugen könnten?

Können wir alle unsere Anstrengungen, Leistungen, Wichtigkeiten noch einmal ganz vergessen, um mit den Hirten und mit den Weisen aus dem Morgenland vor dem göttlichen Kind in der Krippe anzubeten und in diesem Anblick die Erfüllung unseres ganzen Lebens dankbar zu erkennen?

Es ist wahrhaftig ein seltsamer Anblick, wenn ein starker stolzer Mann seine Knie vor diesem Kind beugt, wenn er einfältigen Herzens in ihm seinen Heiland findet und verehrt, und es muss wohl ein Kopfschütteln, ja vielleicht sogar ein böses Lachen durch unsere alte, kluge, erfahrene, selbstgewisse Welt gehen, wenn sie den Heilsruf der gläubigen Christen vernimmt: „Uns ist ein Kind geboren, ein Sohn ist uns gegeben.“

Weihnachts- gebet

*Bring doch, Gott,
in unsere Dunkelheit — dein Licht,
in unsere Zwietracht — deine Versöhnung,
in unseren Kummer — deine Freude,
in unsere Kälte — deine Liebe,
in unseren Tod — dein Leben,
dann haben wir teil an deinem Fest.
Dann feiern wir wirklich die Geburt Jesu Christi. Amen*

<p>Herr, mein Gott, ich kann's nicht fassen, dass du Mensch geworden bist, dich ins Fleisch herabgelassen in dem Einen, Jesus Christ,</p> <p>dass zum Heil der Schuldverfluchten du die arme Hülle nahmst und, die dich vergeblich suchten, suchtest, selbst zu ihnen kamst.</p> <p>Nicht begreifen, nur anbeten kann ich Mensch die Gottestat, sinnend an die Krippe treten, dein Gott selbst gelegen hat.</p>	<p>Nicht begreifen, nein, nur danken will ich, weil das Licht nun scheint, weil die Liebe ohne Schranken mit der Welt auch mich gemeint</p> <p>und ich mit den ärmsten Armen dess' mich nun getröstet darf, der sein grenzenlos Erbarmen zu uns in den Abgrund warf.</p> <p>Ausgeschüttet ohne Maßen hat sich Gott in Jesus Christ. Es geschah. Wir aber fassen nicht, was uns geschehen ist.</p>
---	---

Vater Martin Von R. Saillens

Wer sollte ihn nicht kennen, den alten Schuhmacher Martin, der im ältesten Stadtteil von Marseille am Markt wohnt und dort in seiner kleinen Bude alles vereint: Werkstatt, Küche, Wohn- und Schlafstube. So haust er, weder reich, noch arm und sohlt die Schuhe für das ganze Viertel. Wenn ihr ihn nicht kennt, nun, die Schuljugend, die täglich wie ein Bienenschwarm an seinem Häuschen vorüberschwirrt, die gehört zu seinen nächsten Bekannten. Für sie alle flickt er ja und weiß genau, wo der Schuh sie drückt.

Man erzählt sich, der Alte sei fromm geworden, und seitdem hat sich bei ihm manches geändert: er besucht am Sonntag den Gottesdienst, dafür vermissen ihn seine Kameraden abends im Wirtshaus. Er tut seine Arbeit wie vordem, aber er schaut einem freundlicher und zufriedener ins Gesicht als früher. Oft sieht man ihn, seine Hornbrille auf der Nase, am Tisch sitzen und aufmerksam lesen.

Vater Martin hat allerlei Unglück hinter sich. Vor mehr als zwanzig Jahren hat er seine Frau verloren, und sein Sohn, der als Matrose aufs Meer hinausfuhr, ist seit zehn Jahren nicht mehr heimgekommen. Von seiner Tochter spricht er nie; wenn man aber nach ihr fragt, schüttelt er nur den Kopf, und dabei gleitet wohl ein Schatten über sein Gesicht. Doch scheint er über alledem ruhig geworden.

Es ist heiliger Abend. Draußen herrscht Kälte und Feuchtigkeit, aber Martins Stube ist behaglich durchwärmt. Er hat Feierabend gemacht und seine Suppe gegessen; der Ofen brummt seine Weise, während der Schuster, sein aufgeschlagenes Buch vor sich, im Strohsessel sitzt und liest. — „Und sie hatten keinen Raum in der Herberge“, hieß es da. „Keinen Raum“, wiederholte er laut, „keinen Raum für ihn?“ — Er schaut sich in der Kammer um. — „Ich hätte wohl Platz für ihn gehabt, wo ich doch ganz allein bin und für niemand mehr sorgen kann. Ach, dass er nicht zu mir kommt! Wenn heute die erste Weihnacht wäre, wo der Herr geboren würde, ob er dann in

meine Bude hereinkommen möchte?“ überlegt er weiter. „Wie würde ich es dann anfangen, dass er meine Anbetung und meine Liebe spürte? Und was könnte ich ihm zum Geschenk machen wie die Weisen aus dem Morgenland mit ihren Schätzen? Das waren freilich reiche Fürsten. Von den Hirten wird nichts der gleichen erzählt, und sie hatten ja auch nicht Zeit, um dem himmlischen Kind etwas in seine Krippe zu legen. . . . O nun weiß ich doch, was ich gäbe!“ Und mitten in seinem mehr oder weniger folgerichtigen Selbstgespräch erhob sich der Alte, ging zum Bücherbrett und langte ein sorgsam verpacktes Pärlein Schuhe herunter. — „Diese hier würde ich ihm schenken, mein Meisterstück! . . .“

„Aber was fasle ich da eigentlich zusammen“, lächelte er dann. „Als ob der Heiland mein Stübchen und meine Schuhe brauchte!“

In seine Betrachtungen versunken, lehnte Martin sich in seinen Sessel zurück. Auf der Gasse wurde es zusehends lauter, schon läutete da und dort eine Abendglocke. Der Greis aber rührte sich nicht, er war eingeschlafen.

„Martin“, sagte da eine Stimme neben ihm.

„Martin, du wolltest mich gerne sehen, nun, so schau morgen den ganzen Tag durchs Fenster nach mir aus, dann wirst du mich vorübergehen sehen. Du musst aber gut aufmerken, denn ich werde mich dir nicht zu erkennen geben.“

Der Alte rieb sich die Augen. Seine Lampe war ausgegangen, und von den Türmen schlug es Mitternacht. Die heilige Nacht war angebrochen. „Das war der Herr“, dachte er voller Ehrfurcht. „Und er will an meinem Häuschen hier vorbeikommen! Vielleicht habe ich nur geträumt, aber was tut's, ich will auf ihn warten.“ Und voll heimlicher Vorfreude legte Vater Martin sich zur Ruhe nieder.

Lange vor Tag brannte das Lämpchen des Schusters. Er legte Kohlen aufs noch glimmende Feuer, kochte Kaffee, räumte seine Stube auf und begab sich dann an seinen Fensterplatz. Er musste ja vom ersten Tagesgrauen an die Vorübergehenden beobachten. Langsam hellte sich der Himmel auf, und Martin sah als ersten den Straßenkehrer daherkommen, doch beachtete er ihn kaum. Er hatte ja anderes zu tun. Indessen musste es draußen sehr kalt sein, denn die Fensterscheibe lief fortwährend an, und der Mann auf der Straße suchte sich durch energisches Kehren warm zu halten. Als das nicht zu helfen schien, trat er heftig von einem Fuß auf den andern und schwang die Arme auf und ab. — „Der arme Kerl friert“, dachte Martin, „und vom Festtag merkt er auch noch nichts. Ich will ihm Kaffee geben.“ Und er klopfte ans Fenster. Der Straßenkehrer drehte sich um, und als er den Schuhmacher hinter der Scheibe gewahrte, kam er herbei, und Martin öffnete die Tür. — „Kommt herein und wärmt euch ein wenig“, sagte er. „Wollt ihr eine Tasse Kaffee?“ — „Das wäre nicht schlecht“, rief der andere. „Es ist eine Hundekälte! Man meint, man sei in Russland.“ — Rasch schenkte Martin ein, wandte sich darauf zu seinem Platz zurück und schaute die ganze Straße und den Markt hinunter, ob niemand vorbeigegangen wäre. — „Was seht ihr denn immer so aus dem Fenster?“ fragte nach einer Weile der Mann vom Ofen her. — „Ich warte auf den Herrn“, gab Martin zurück. — „Wie, auf euren Herrn? Arbeitet ihr denn nicht für euch selber? Eine merkwürdige Stunde für einen Herrn, um seine Arbeiter aufzusuchen, bevor es Tag ist! Und wir haben doch Feiertag.“ — „Ich meine einen andern Herrn, der heute kommen will, — es ist der Herr Christus“, war die Antwort. Und der Alte gab mit einigen Sätzen die Weihnachtsgeschichte wieder und fügte hinzu, was sich am Abend begeben hatte. Sein früher Gast

machte große Augen. — „Ich kann ja nicht glauben, dass ihr den Herrn sehen werdet, aber wenn ihr mir euer Buch da leihen wolltet, möchte ich gern darin lesen“, meinte er schließlich. — „Da, nehmt es“, erwiderte Martin freundlich, „heute habt ihr ja Zeit“. — Mit vielen Dankesworten bot ihm der Straßenkehrer die Hand, indem er die Bibel in seiner weiten Rocktasche barg und versprach, sie bald wiederzubringen. Dann ging er und ließ den Alten, das Gesicht an der Scheibe, wieder allein.

Ein paar Betrunkene kamen des Wegs, Händlerinnen zogen ihre Wägelchen vorbei; sie mussten auch heute ihre Kunden mit dem Nötigsten versorgen. Der Schuster kannte sie zu gut, als dass er sich weiter um sie gekümmert hätte. Aber später am Vormittag fiel ihm eine junge, ärmlich gekleidete Frau mit einem Kind an der Hand auf. Sie mochte ihn an seine Tochter erinnern, denn er machte ohne weiteres die Tür auf und sagte der Erstaunten, sie möge hereinkommen. — „Sie sehen schlecht aus“, begrüßt er sie. — „Ich gehe ins Krankenhaus und will nur hoffen, dass man mich und das Bübchen aufnimmt“, entgegnete sie. „Mein Mann ist auf dem Meer, und ich warte schon drei Monate auf ihn. Er kommt so lange nicht, und nun bin ich krank geworden und kann nichts verdienen.“ — „Arme Frau. Wollen Sie etwas essen und sich wärmen? Nicht? Aber da steht noch meine Milch, die soll der Junge haben. Komm her. Kleiner, du siehst ja ganz unternehmend aus, — aber nicht einmal Schuhe hast du an?“ — „Er hat keine“, sagte seine Mutter leise. — „Warten Sie, ich habe da ein Paar, die werden ihm gerade recht sein.“ — Und Martin holte, wie am Abend, die kleinen Schuhe herbei und zog sie, obwohl es ihm die Frau dankend wehren wollte, dem Bürschlein an. Es kostete ihn aber doch einen stillen Seufzer, als er sich nun von seinem Meisterstück trennte. „Ach was“, dachte er dann, „für wen soll ich sie noch aufheben?“ Damit ging er wieder zum Fenster, wo er mit so ängstlicher Miene nach allen Seiten blickte, dass ihn die Fremde erstaunt nach dem Grund fragte. Auch ihr sagte er, wie dem Straßenkehrer, dass er auf seinen Herrn warte, welche Antwort sie ebenso befremdete wie jenen. „Kennen Sie den Herrn Christus?“ fragte Vater Martin. „Gewiss“, meinte die Frau, „es ist noch nicht so lange her, dass ich meinen Katechismus gelernt habe.“ — „Auf ihn warte ich.“ Zuversichtlich sprach Martin es aus. — „Und Sie glauben wirklich, dass er kommt? Wenn das wahr wäre, wahrlich, da bliebe ich gerne hier, um mit Ihnen zu warten. . . . Aber es kann ja nicht wahr sein, und ich muss doch weiter!“ — „Nehmen Sie dieses Büchlein mit“, Vater Martin reichte ihr ein Neues Testament, „und lesen Sie es aufmerksam durch. Es wird nicht ganz so sein, als sähen Sie den Herrn Christus, aber doch beinahe.“ — Mit zweifelnder Miene fasste die blasse Frau nach dem Bändchen, um sich dann, viele Male dankend, zu verabschieden.

Stunde um Stunde verrann, der Ofen brummete sein Liedchen weiter, und Martin schaute noch immer die Straße entlang. Der Herr kam nicht. Junge Leute, Greise, Matrosen, Arbeiter, Frauen, Kinder, schöne Damen sah Vater Martin draußen wandeln oder vorbeieilen, zuweilen

„DER MISSIONSBOTE“,
ein christliches Blatt, das monatlich im
Interesse der Deutsch-Kanadischen Mission
herausgegeben wird.

Zeugnisse, Berichte und kurze Artikel
bitte an den Editor senden:

Harry Semenjuk
10024-84 Ave.

Edmonton, AB T6E 2G5 Canada
Tel.: (780) 439-3514; Fax: (780) 433-1396
Email: hsemenjuk@thechurchofgod.cc
www.gemeindegottes.org

„Der Missionsbote“ is published monthly by
The Canadian Mission Board of the German
Church of God.

Printed by Christian Unity Press,
York, Nebraska 68467 U.S.A.

sprach ihn auch ein Bettler an. Aber der Herr kam nicht.

Des Alten Hoffnung drohte zu schwinden. Seine Augen waren müde geworden. Schon lag Dämmerung auf dem Platz, denn der Tag nimmt rasch ab im Dezember. Schon glomm das Licht der Straßenlaternen auf und einzelne Fenster wurden hell, und sicherlich setzte man nun in den Küchen den Truthahn, das althergebrachte Weihnachtsgeschicht der Marseiller, aufs Feuer. Endlich kam, von undurchdringlichem Nebel begleitet, die Nacht, und es war unnötig, am Fenster zu bleiben, denn die wenigen Vorübergehenden verloren sich unerkant im Dunkeln.

Traurig ging der Schuster zum Ofen, um sein bescheidenes Abendbrot zu bereiten. „Es ist nur ein Traum gewesen“, sprach er zu sich selbst, „aber ich glaubte so fest daran.“ Nachdem er gegessen hatte, suchte er sich wiederum den wundersamen Bericht von den Hirten auf dem Feld vor Augen zu stellen, doch seine große Traurigkeit verwischte ihm die Bilder.

Mit einem Mal war das Stübchen von einer seltsamen Lichtflut erfüllt, und ohne dass die Tür sich geöffnet hätte, stand der enge Raum voller Menschen. Der Straßenkehrer war da, und die blasse Frau mit ihrem Bübchen stand da, und beide fragten ihn: „Hast du mich nicht erkannt?“ Dann kamen die Bettler, denen er etwas geschenkt, Nachbarsleute, denen er ein gutes Wort gesagt hatte, Kinder, mit denen er freundlich gewesen war, und alle fragten sie:

„Hast du mich nicht gesehen?“

„Aber wer seid ihr denn alle?“ rief Vater Martin in höchster Verwunderung.

Da vernahm er die sanfte Stimme eines zuhinterst Stehenden. „Du lieber Martin“, hörte er den Fremden sagen, „wer wir sind, das weißt du wohl, denn manchesmal hast du es ja von uns gelesen: Ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich gespeist, ich bin durstig gewesen, und ihr habt mich getränkt . . . Denn was ihr getan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan.“

Weihnachten

Die heiligste der Nächte bricht nun auf stiller Bahn
dem menschlichen Geschlechte zum frohen Jubel an.
Er kam aus Himmelshöhen zur Erde wunderbar,
der über allen Sternen im Schoß des Vaters war.

Der Heiland ist geboren, den Gottes Vaterhuld
von Ewigkeit erkoren zum Tilger aller Schuld.
Er ist zu uns gekommen in jener Weihenacht,
hat Menschheit angenommen, hat Gottheit uns gebracht.

Sei auf des Lebens Pfade ein treuer Führer mir,
und nimm, o Herr der Gnade, mich selig einst zu dir!
Mein Licht in Finsternissen, mein Trost in Gram und Not,
mein Mittler im Gewissen, mein Helfer einst im Tod.